



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 21.

Dienstag, 26. Januar

1926.

Die Lampe mit dem roten Schirm.

(20. Fortsetzung.)

Roman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

„Sie sollen für Ihre Eile und Buntlichkeit auch belohnt werden, Signorina“, sagte er. „Ich will Sie mit einem neuen, hübschen Kartentunstückchen bekannt machen. Es ist eine nette Spielerei, die ich vor einigen Wochen in Pallanza am Lago Maggiore gelernt habe.“ Bei diesen Worten griff er von neuem in die Tasche und legte das Kartenspiel auf den Tisch.

Bioletta lachte.

„Ich bin gespannt“, sagte sie.

„Nun“, meinte Luz lächelnd, „geben Sie nur acht, daß ich Sie nicht bemogele. Wollen Sie jetzt aus dem Spiel hier eine Karte ziehen. Irgendeine Karte.“ Bei diesen Worten hielt er Bioletta das Spiel hin.

Diese kam dem Wunsch nach.

„Die Karte nehmen Sie nun zwischen Daumen und Zeigefinger, ohne sie zu betrachten. — Nicht so, Signorina, das ist falsch. Der Daumen muß oben sein. — So ist's recht. — Nun geben Sie acht. Ich mische jetzt das Spiel. Eins, zwei, drei. Nun kenne ich schon die Karte, die Sie so fest in der Hand halten. Es ist die Herzsieben. Wollen Sie sich bitte überzeugen.“

Bioletta drehte die Spielfarte, die sie zwischen Daumen und Zeigefinger verdeckt gehalten hatte, um. „Diamine!“ rief sie halb erstaunt, halb belustigt aus.

„Es stimmt. Bitte noch einmal, dottore“, sagte sie.

„Nein“, wehrte Luz lachend ab, und nahm der Sängerin die Herzsieben vorsichtig aus der Hand. „Zweimal wirkt ein solches Kunststück nicht, und dann soll man sich in solchen Dingen immer vor Wiederholungen in acht nehmen, da man sonst leicht seine Karten aufdeckt, hier sogar im wahren Sinne des Wortes.“

Bioletta warf einen kurzen Blick auf ihre Armbanduhr.

„Ich muß ins Theater“, sagte sie. „Begleiten Sie uns, dottore?“

„Ich wüßte nicht, was ich lieber tun würde“, sagte Luz verbindlich. „Nur bitte ich einen Augenblick um Entschuldigung. Ich will die Karten in mein Zimmer tragen und einen anderen Hut aufsetzen. Dann stehe ich zur Verfügung.“

Und Dr. Luz verließ das Zimmer Biolettas.

In seinem Zimmer angelangt, griff er erst in die linke Tasche und warf das Kartenspiel, das er mit Zoo von Monsterath benützt hatte, achtlos auf den Tisch. Aus der anderen Tasche zog er dann vorsichtig ein zweites Spiel und suchte nach der Herzsieben, wobei er eifrig bestrebt schien, die gefundene Karte nur an den Ranten anzufassen.

Mit der Herzsieben trat er dann schnell zum Fenster und betrachtete sie genau.

Die Karte war präpariert, und zwar war sie mit einer leichten Wachsschicht überzogen. Auf der Rückseite hob sich scharf und deutlich der Daumenabdruck Biolettas auf dem dunklen Hintergrund ab.

Mit einem leichten Lächeln auf den Lippen, das aber sofort wieder einer ernsten Miene Platz machte, schloß der Detektiv die Karte vorsichtig in seinen Koffer, dann griff er nach seinem Hut und kehrte in das Zimmer der Sängerin zurück.

Neuntes Kapitel.

Mit dem Leutnant von Monsterath begleitete Luz nun Bioletta nach dem nahen Alfertheater, wo er sich auch von dem Offizier verabschiedete, dann kehrte er unter dem Vorwand, eine wichtige Besorgung erledigen zu müssen, unverzüglich auf einem kleinen Umweg nach dem Hotel zurück.

Es drängte ihn begreiflicherweise, sich Gewißheit zu verschaffen, ob Bioletta Delys tatsächlich in die Sache Prohaska verwickelt war.

Ihr Benehmen vorhin beim Tee konnte beim besten Willen nichts Entlastendes bieten, im Gegenteil, und die bestimmte Aussage des Schneiders auf dem Corso hätte jedem staatlichen Polizeibeamten genügt, die sofortige Verhaftung der Sängerin ohne weitere Prüfung der Angelegenheit vorzunehmen.

Aber Dr. Luz war keine Amtsperson, glücklicherweise in diesem Fall. In seinen Handlungen brauchte er sich nicht streng an die Gesetzesparagrafen und Vorschriften oder gar an Befehle von Vorgesetzten zu halten, und trotz aller Indizien sagte ihm sein Gefühl, daß Bioletta Delys unmöglich einen Mord begangen haben konnte, wenn sie auch bestimmt in irgendeiner Art und Weise in die Angelegenheit Prohaska verwickelt war.

Daß die Sängerin mehr wußte, als sie zugab, war Luz leider nur zu klar, und so konnte es für ihn auch gar keine Überraschung mehr bedeuten, als er in seinem Hotelzimmer feststellte, daß die von Wondra angefertigte Photographie des Daumenabdrucks mit dem Abdruck auf der Spielfarte in allen Einzelheiten übereinstimmte. Und damit war der Beweis erbracht, daß Bioletta tatsächlich in die Mordangelegenheit verwickelt war. Alle anderen Indizien, die zuungunsten der Sängerin sprachen, die sie auf den ersten Blick noch so schwer belasteten, konnten unter Umständen auf irgendeine Art und Weise harmlos geklärt werden. Aber gegen den Beweis, der vor ihm auf dem Tische lag, ließ sich beim besten Willen kein Einwand erheben.

Die Spielfarte sagte Luz mit harter, brutaler Offenheit, mochte er sich auch dagegen sträuben, so viel er wollte: Die Person, die im Schlafzimmer Prohaskas das Wasserglas in ihre unbehandschuhete Hand genommen hat, ist unbedingt identisch mit der Person, deren rechter Daumen hier auf der Spielfarte abgedrückt ist.

Die in der modernen Kriminalistik als Daumenabdruck bezeichnete ingeniose Entdeckung des französischen Polizeibeamten Alphonse Bertillon war so gut wie unfehlbar.

Jene feinen Zeichnungen auf der Innenseite der menschlichen Hand und den Fingern, die sogenannten Papillarlينien, variieren bei jedem Menschen. Man durfte ruhig behaupten, daß es auf der Welt kaum zwei Menschen gab, deren Papillarlينien in allen Einzelheiten übereinstimmten, und die Linien auf Wondras Photographie zeigten genau das gleiche Schlingennetz, dieselbe Anzahl und Anordnung der sogenannten Minarschlingen, wie die fachtechnische Bezeichnung lautet, wie der Abdruck auf der Spielfarte, die vor dem Detektiv auf der Tischdecke lag.

Gegen diese Tatsache gab es keinen Einwand, und wenn Luz immer noch den Standpunkt vertrat, daß Violetta als die eigentliche Mörderin kaum in Betracht kommen konnte, so war es hinwiederum schwer, sehr schwer, eine andere, harmlosere Erklärung für ihre Anwesenheit in der Wohnung des Feldmarschalleutnants vor oder unmittelbar nach dessen Tod zu finden.

Und noch ein Indizium kam hinzu, das die Schuld Violettas an die Luz nicht glauben konnte, weil er nicht glauben wollte, eigentlich schon als erwiesen erscheinen ließ.

Als er die Sängerin nach dem Theater begleitet hatte, stellte Luz, dessen Augen überall waren, fest, daß Violetta heute die gleichen hohen Lackstiefel mit grauem Wildledereinsatz trug, die sie die ganze Woche zum Ausgehen getragen hatte, also sicher auch am Tage des Mordes an Prohaska, und als Violetta längst aus dem Theater zurückgekehrt und wohl schon in Morpheus' Arme gesunken war, schlich sich Luz leise auf den dunklen Flur der ersten Etage hinaus und nahm die zum Reinigen vor die Tür gestellten Stiefel der Sängerin weg. In seinem Zimmer angelangt, verglich er sie mit dem Abdruck auf der Zeitschrift. Der rechte Stiefel Violettas paßte genau. Nicht nur die äußere Form und Länge der Fußbekleidung stimmten mit dem Abdruck genau überein, sondern auch die Zeichnung einer Reihe kleiner Stifte, die sich Violetta zur Schonung der Absätze hatte anbringen lassen, war für die geschulten Augen eines Dr. Luz genau zu erkennen.

Damit fügte sich das letzte Glied in die Kette der Beweise ein, die er überraschend schnell gesammelt hatte. Ein eisiges Frösteln durchschauerte den Körper des Detektivs.

Könnte das möglich sein?

Violetta Delys, die Verlobte eines österreichischen Offiziers, eine gemeine Mörderin?!

Luz schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Gemein?“ Das Motiv kannte er nicht. Aber daß Violetta es war, daß es eigentlich nur Violetta sein konnte, die den tödlichen Streich nach dem Kopf des alten Mannes geführt hatte, schien das Zeitungsblatt vor ihm mit unbarmherziger Sicherheit zu beweisen.

Und was das Motiv zu der Tat anbetraf, das mußte er unbedingt noch im Laufe des morgigen Tages erfahren, noch bevor die Polizei Wind von der sensationellen Wendung der Dinge bekommen hatte.

Und nachdem er die Stiefel der Sängerin wieder heimlich und unbemerkt an ihren alten Platz verbracht hatte, ging er in sein Zimmer zurück und begann, sich langsam und mechanisch auszuziehen. Lange Zeit blieb er in seinem Schlafgemach grübelnd am Fenster stehen und schaute auf den schweigend daliegenden Hafen hinab. Leise plätschernd brachen sich die vom bleichen Mondlicht übergoßenen Wellen an den Quaimauern.

Vom Turm der nahen Kirche Santa Maria Maggiore schlug es in langen, dumpfen Schlägen Mitternacht.

Dr. Luz schreckte aus seinem Grübeln auf.

Warum sich selbst die Nachtruhe rauben, deren er dringend bedurfte, augenblicklich noch mehr als je.

Morgen war auch noch ein Tag. Morgen mußte die Sache geklärt werden, koste es, was es wolle, aber jetzt genug davon.

Zehn Minuten später war Dr. Luz eingeschlafen.

(Fortsetzung folgt.)

Glocken.

Glocken sind himmlische Fahnen,
Niederwehend ins Grau.
Glocken sind leuchtende Falter
Doch über weithender Au.

Reises Erinnern an Tage,
Da die Menschen noch gut,
Ist die seltsam schwebende,
Raumende Glockenstut.

Seele der Städte sind Glocken,
Seele, vergessen, verlacht:
Klingen, das Stille und Weiße
Wunderbar glücklich gemacht.

Hans Gäßgen.

Kann der Walzer wiederkehren?

Von Max Havel.

Als im Oktober des vergangenen Jahres der 100. Geburtstag des Walzerkönigs Johann Strauß gefeiert wurde, enthusiastisch und frenetisch zumal in Deutschland und Österreich, konnte man da und dort die energische Mahnung Gutwilliger lesen: „Zurück zum Walzer!“, „Zurück zu Strauß!“, „Hört eure deutschen Meister, dann bannt ihr gute Geister!“, „Tanzt Walzer!“, „Fort mit der fremdländischen Unzucht!“ und dergleichen mehr. Man konnte solche Mahnungen lesen und sie auch begreiflich finden. Denn der Walzer, dieser deutsche Nationaltanz, dessen Vater der alte Ländler ist, der seinerseits wieder bis auf den Reibentanz um die Linde, auf den mittelalterlichen Doppelreih, zurückgeht, der Walzer mit seiner entzückenden Melodik, mit der wiegenden Rhythmik, mit der Anmut und dem hinreichenden Schwung, den ihm zuletzt ein Meister, wie Johann Strauß, zu geben gewußt hat, der Walzer, dieser fröhliche, tanzfreudige Prachttänze, ist jedenfalls auf deutschem Boden gewachsen, und wenn der Deutsche Walzer tanzt, dann spricht die Melodie zu seiner Seele, dann ist ihm der Drei- oder Sechsschritt eine Tanzbewegung, der er traditionell und gern ergeben ist. Denn ob plump oder anmutig getanzt: Walzer blieb Walzer. Die Edelstänze tanzte ihn am Parlett und die Magd auf der Diele — er war der Nationaltanz für hoch und niedrig, für den König und den Handwerksmann. Und die Strophe, die Deller v. Villencron dem Walzer widmete.

König der Tänze in Schlössern und Scheunen,
Trübsalverdränger auf Lehm und Parlett,
Prinz und Plebeier, Student und Philister,
Bürger und Bauer, Zivill, Capulet
Alle, sie alle sind von dir begeistert,
Dast du voll Schwung ihren Schwestern gemeistert,
Alle sind trunken auf wohligen Bahnen,
Zeigt die Musik deine lustigen Fahnen.
Aber die Süddinnen erst auf der Erde
Können nicht glücklicher, sehnender werden,
Treibst du sie an immerzu, immerzu,
König der Tänze dem Höchsten, Geringsten,
Sommer, am Herbsttag, im Winter, zu Pfingsten,
Walzer, bist du!

diese Strophe Villencrons (sie steht in dem Gedicht „Festnacht und Frühgang“) spricht am schönsten aus, was der Walzer dem Deutschen ist oder — war. Denn die unbestrittene Herrschaft des Walzers „in Schlössern und Scheunen, auf Lehm und Parlett“ ist vorüber, und die Frage, ob sie nicht für immer vorüber ist, kann mit reichlicher Berechtigung erhoben werden. Fremdländische, exotische Tänze, Schritztänze von afrikanisch-amerikanischem Zauber sind Trumpf geworden und ihre Offensiv gegen Walzer, Polka, Rheinländer und Quadrille — die einstigen Potentaten des deutschen Tanzsaales — sind so erfolgreich gewesen, daß sie die Throne dieser erbeigefessenen Herrlichkeiten etwas plötzlich umstürzten, um nun bei Saraphon und Alexaton, beim Gebeul heulender oder grunzender Instrumente eine Fröhlichkeit zu etablieren, die so laut und lärmend ist, um echt zu sein.

Sicher: sieht man in ein Tanzlokal hinein, in dem sich ein Tobuwabobu von Menschen, ein zappelnder, trottelnder und trottelnder Anäuel von Leibern und Beinen konfusionslos hinwälzt, betäubt und blödsinnig gemacht von einer Schar suchtelnder Instrumentalisten, die mit derwischvollen Schlägen ein dumpfbarbarisches Geräusch erzeugen (das edle Wort „Musik“ soll hier nicht mißbraucht werden) — und die Vision eines unzünftigen Nachtfestes in einem afrikanischen Menschenfresserort beschwören: — sieht und hört man derlei, dann sagt man sich: „Das ist Untergang! Das ist Babylon! Das ist Orgie des Verfalls!“ Man sagt es sich — und erkennt seine Ohnmacht gegen die Macht der Mode, gegen den berühmten „Zug der Zeit“ und gegen das unbarmherzige Gesetz der Evolution, das keinen Stillstand kennt und köstlichere Dinge schon als den Walzer in der Versenkung hat verschwinden lassen, um Neues, Neues und wieder Neues an ihre Stelle zu setzen.

Kann der Walzer wiederkehren? Kann er die Tanzsäle wieder beherrschen, wie er sie einst beherrschte, als er sein heiteres Repter schwang und die Männlein und Fräulein im Dreivierteltakt kreiseln und hüpfen ließ, bis der Tanzschub durch war und der Morgen durch die Scheiben sah?

Als einst die Tänze der vornehmen Gesellschaft, als Sarabande, Pavane und Menuett, als die Steifheit und Distanz der höfischen Tänze der engen Umkreisung des Walzers wich — was mag das für Empören der Gestirten gewesen sein! Doch der Walzer drang durch — seine Zeit war gekommen! Und so ist unsere Zeit die Zeit der internationalen Tanzform geworden. Gewiß, die unverkündete Art, in der der moderne Tanz da und dort getanzt wird, muß verschwinden. Sie ist Auswuchs. Adel und Zucht eines Menschen

zeigt sich auch beim Tanz. Aber man müßte sagen, wenn man nicht zugeben wollte, daß auch der moderne Tanz vornehm und anmutig getanzt werden kann. Ein junger Däne und seine junge Frau tanzten letzten Sommer in einem Tanzsaal am Wörthersee in Kärnten und boten allen Gästen durch den Adel ihrer Bewegung, man könnte sagen, durch die Frömmigkeit ihres Tanzes eine Augenfreude. Der Boston oder Tango, wenn er von Meistern getanzt wird, hat seinen Zauber. Der moderne Tanz ist in der Vielfalt seiner Schritte und im Wechsel und Reichtum seiner Formen ein geistigerer Tanz als der Walzer, wenn man es so sagen soll, er kann individueller sein als jener Naturbursche, der immer der gleiche bleibt und auf die Dauer — ermüdet. Und so muß die Frage, ob der Walzer wiederkehren kann, wohl eher mit einem wehmütigen Nein als mit einem auferstehenden Ja beantwortet werden. Als Herrscher wird er kaum wiederkehren — aber als lieber Gast aus einer anderen, besseren Zeit wird er uns immer lieb sein. Genau gesagt, hat er uns ja nie verlassen. Wir sind ihm ja treu geblieben, trotz Jazz und Schimms, und so blieb er auch gern bei uns. Aber aus seinen Flügen lächelt nun der Gruß der Vergangenheit, und in seinem Schopf, der einst von Jugend funkelte, glänzen nun ein paar Silberhaare, die uns sagen, daß er alt zu werden beginnt, der liebe, liebe Walzer.

Tatsachen und Zahlen, die zu denken geben.

Nachdem die Elemente 48 (Mazurium) und 75 (Rhenium) entdeckt worden sind, bleiben nur noch drei Elemente festzustellen. Es gibt also nicht mehr viel Gelegenheiten, Entdecker eines neuen Elementes zu werden.

Der tiefste Punkt der Erdoberfläche befindet sich im Toten Meer bei — 394, der höchste im Mount Everest bei 8840 Meter.

Während man vor 40 Jahren nur 30 verschiedene Riechstoffe kannte, werden deren heute 10- bis 15 000 auf synthetischem Wege hergestellt. Da es nicht möglich ist, eine solche Menge durch Namen zu unterscheiden, werden sie nur noch mit Nummern bezeichnet.

Die Erdgasquellen in Siebenbürgen verteilen sich über eine Fläche von 515 Quadratkilometer. Der Gesamtvorrat soll mindestens 70 Milliarden Kubikmeter betragen und bei gleichem Verbrauch wie heute fast ein Jahrhundert reichen.

Jede Teilung eines Magneten führt stets wieder zu neuen, vollständigen Magneten. Die beiden Pole lassen sich auf keine Weise voneinander trennen. Auch in den kleinsten Teilen des Magneten erhält man immer wieder Magnete mit beiden Polen, so weit man auch die Teilung treiben mag.

Die Führungslinie durch alle Räume des Deutschen Museums in München ist 16 Kilometer lang. Man braucht also reichlich 3 Stunden, um hier durchzugehen, ohne sich irgendwo aufzuhalten.

Mit 10 Ziffern drücken wir alle Zahlen aus, und wir haben uns an dieses Zehnersystem so gewöhnt, daß wir gar nicht an die Möglichkeit eines anderen denken. In Wirklichkeit hat es aber auch schon Dreier-, Vierer- und Achtersysteme gegeben. Ja, bei den Azteken war ein Zwanzigersystem und bei den alten Babyloniern sogar ein Sechzigersystem in Gebrauch. Unser System wurde offenbar durch die zehn Finger unserer Hände beeinflusst.

Der Petroleumverbrauch der ganzen Welt wird vom Bergwerksamt der Vereinigten Staaten für 1924 mit 1113 Millionen Barrels (je zu 168 Liter) angegeben.

Der Duft der Orangenblüten gilt heute noch in der Arzneikunde als Mittel zur Appetitanregung. Tabak reißt man unter die logisierenden Parfüms ein, d. h. diejenigen, die die Gehirnaktivität beeinflussen. Parfüms, wie Moschus und dergl., wirken als Aphrodisiaka (geschlechtsanregend).

Der schnellste Zug in Deutschland verkehrt zwischen München und Nürnberg mit 88,4 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde.

Als größte Meerestiefe lotete neuerdings ein japanisches Vermessungsschiff südlich von Tokio 9947 Meter. Die tiefste bisher bekannt gewordene Stelle östlich der Philippinen wurde mit 9788 Meter ermittelt.

Aus 1 Kilo Maiglöckchenblüten kann man 15 Kilogramm parfümiertes Wasser gewinnen, das 200 Gramm eines genügend starken Auszugs für Taschentuchparfüm liefert.

Die erste Kunde, die von dem Raufschuf aus Amerika kam, verdanken wir Kolumbus.

Für soziale Zwecke hat die deutsche Wirtschaft im Jahre 1925 rund 2790 Millionen Mark aufgebracht, besonders für Kranken-, Invaliden-, Unfall- und Angestelltenversicherung sowie für die Erwerbslosenfürsorge.

Eine sonderbare Tiergeschichte.

Studio Hans suchte seinen Kommilitonen in dessen Bude auf. „Mein lieber Fuchs“, sagte er nach der Begrüßung, „wie weit sind eigentlich deine Konstruktionszeichnungen gediehen?“ — Paul seufzte, denn er hatte erst gestern wieder die schönsten Turnübungen an Bod und Pferd gemacht, anstatt zu zeichnen. Trotzdem holte er das Reißbrett herbei, auf dem der Entwurf eines Wolfes (Maschine zum Auslodern der Fasern) mit Wanzen besetzt war. — „Na, na“, machte Hans zweifelnd, „ist wenigstens dein Bär fertig?“ — „Noch nicht angefangen“, antwortete der Fuchs kleinlaut, „aber der Hund für das Bergwerk ist fertig und bereits abgegeben.“ — „Wenigstens etwas“, lachte Hans, „komm mit zum Stammtisch und trinke dir Arbeitslust an!“

Als sie gleich darauf durch die kleinen Straßen schritten, begegnete ihnen ein Herr, der eine Fliege trug. „Kennst du den Finken?“ fragte Hans. Da Paul verneinte, raunte er ihm zu: „Das ist ein gefährlicher Klebts zum Stat und der größte Windhund im ganzen Städtchen! Jedem Goldfisch stellt er eifrig nach und keine Gans läßt er in Ruhe! Dabei ist er ein ausgesprochener Esel, der aber immerhin viel Schwein hatte. In Berlin hat er bei den Mailkäfern als Hammel gedient und irgendwie ist es ihm dann gelungen, wahrheitsgemäß, weil er einen Vogel hat, zu den Fliegern zu kommen und in einer schmutzigen Taube durch die Lüfte zu gleiten.“ — „Schön“, sprach Paul, „aber mich interessiert mehr, ob ich die reizende wilde Hummel, die ich gestern kennen lernte, jetzt zu Gesicht bekomme!“ — „Aha, daher der Umweg am Ufer der Elster entlang, wenn das Rüden hübsch ist, sei dir verziehen!“ — „Schau dortbin“, rief Paul, „gefällt sie dir nicht?“ Hans sah einen niedlichen Bäckfisch mit blonden Schnitten, der an einer Drossel (Erle) lehnte und sich bei ihrem Näherkommen aufrichtete.

„Warum so traurig heute?“ fragte Paul nach Erneuerung der Bekanntschaft. — „Ach, seit mein Vater am Star leidet, steht unser Haus im Zeichen des Krebses, und heute haben wir den ersten Rückschlag bekommen. Unglück macht ungerecht, und jetzt soll ich mir die Rippen aus dem Kopf schlagen, ein Star der Bühne oder des Films zu werden!“ — „Nur Mut“, tröstete Hans, „wenn der Widder, der Löwe oder der Stier am Firmament die Nacht haben, wird's bestimmt besser!“ Ungläubig sah die kleine Pute den lodernen Zeigefinger an, der rasch den Fuchs am Arm ergriff und mit sich zog.

Als die beiden Freunde ihr Stammlokal betraten, lagerte dort bereits ein undurchdringlicher Dreck. „Hallo!“ rief ihnen ein Sumpfhuhn entgegen, „habt ihr auch ordentlich Kröten mitgebracht?! Unsere Wirtin hat sich eine neue Kasse angeschafft, echt Krokodil, und will andauernd Füchse einheimsen!“ — „Das ist noch gar nichts“, schrie ein anderer, „mein alter Drache will den Dahn der Gasleitung abschrauben und die Schlangen der Heizung entfernen lassen, wenn ich nochmal mit einem Spitz heimkomme, anstatt mit Möpse!“ — „Die Alte hat einen Käfer, der mühte man den roten Dahn aufs Dach setzen!“ grölle der erste wieder. „Habt ihr schon die neueste Ente gelesen? Es soll jetzt eine Zeitung ohne Zwiebelstücke erscheinen! Wie das auf einen wirkt, wenn man Spätzle zum Abendessen bekam und sich mit der Gabel in die Maus stach!“

Indessen kloß die Zeit dahin, und ein Grüner forderte die lustige Gesellschaft barsch auf, das Lokal zu räumen, gerade als sich Hans und Paul fotografieren lassen wollten. Froh Libelle waren sie aber auf der Mattscheibe nicht zu entdecken, denn sie hatten beide einen gehörigen Affen sitzen, aus dem am nächsten Morgen ein riesiger Kater wurde.

T a h o.

Hygiene und Heilkunde

Eine neue Art der Anästhesie. Eine neue Methode, um die Betäubung bei Operationen durchzuführen, ist im Londoner Universitätskrankenhaus erprobt worden und wird von Dr. Robert K. Lambert im „Lancet“ beschrieben. Der Kranke erhält bereits einige Zeit vor der Operation im Bett eine Injektion aus einem Gemisch von Hedonal und Jopral und wird dadurch in einen vollständigen Schlafzustand versetzt, bevor er in den Operationsaal kommt. Dadurch ist die Vollendung der Betäubung, die durch Chloroform, Äther oder dergleichen geschieht, sehr erleichtert, und der Patient verfällt nach der Operation in einen langen gesunden Schlaf. Nach den Erfahrungen Lamberts werden durch diese Form der Anästhesie die unangenehmen und manchmal gefährlichen Nebenwirkungen ganz vermieden, und außerdem wird dem Patienten der aufregende Eindruck erspart, bei vollem Bewußtsein auf den Operationstisch gelegt zu werden.



Das Decken des Tisches.

Beachtenswertes auch für den Alltag.

Tages Arbeit — abends Gäste, laute Wochen — frohe Feste — ein solcher Wechsel ist nun einmal der Lauf der Welt, wie schon die alte Volksweisheit erkannt hat; und es ist auch gut so, daß frohe Festtage immer wieder von dem strengeren Getriebe des Alltags abgelöst werden; denn das Leben ist nun einmal nicht dazu da, um immer Feste zu feiern, und lauter Kuchen und Zuderwasser verdirbt den Magen — auch in moralischer und geistiger Beziehung. Aber es ist darum auch wieder nicht nötig, daß man allen Glanz und alle Poesie aus dem Alltag verbannt, so daß er ein ganz graues, nüchternes Gesicht bekommt. Es wird da noch manches gerade von den Hausfrauen gesündigt, die, wenn Feiertage in Sicht sind oder wenn sie Gäste erwarten, wohl alle ihre Kräfte einsetzen, um ihr Haus würdig zu bestellen, aber wenn der schlichte Werktag kommt, meinen, sich ein wenig geben lassen zu können.

Dies gilt nicht nur für die Kleidung der Frau, über die schon manch mahnendes Wort geredet worden ist, sondern auch für viele andere Angelegenheiten des häuslichen Lebens, nicht zuletzt für das Zurechtmachen des Tisches für die Mahlzeiten. Daß dem Decken der Festtafel eine besondere Sorgfalt zugewandt werden muß, ist allmählich zu einer allgemeinen anerkannten Forderung geworden; was aber den Ehtisch des Alltags anbetrifft, so meinen noch viele Hausfrauen, daß es gleichgültig ist, wie er ausschaut, und im letzten Augenblick, wenn schon alle Familienangehörigen versammelt sind, wird das Tablett mit allem Zubehör heringebracht und die Sachen in Eile wahllos auf den Tisch verteilt. Dabei pflegt man sich an den Festtisch, selbst die Sonntage eingerechnet, vielleicht an 60 Tagen im Jahre zu setzen, an den Alltagsstisch aber an 300, und so kann man sehen, eine um wieviel größere Bedeutung eigentlich der so verschmähte Tisch, an dem die Mahlzeiten an Werten eingenommen werden, in unserem Leben spielt.

Selbstverständlich wäre es eine unmögliche Forderung, alltäglich beim Decken des Tisches so viel Zeit und Geld zu verwenden, wie man sich wohl gelegentlich leistet, wenn man ein besonderes Fest zu feiern gedenkt. Aber es kommt ja auch gar nicht auf großen Luxus dabei an, sondern es läßt sich schon mit geringen Mitteln viel erreichen. Man achte nur darauf, daß das Tischtuch, das man auflegt, sauber und nicht zerknüllt ist (und man kann dies erreichen, auch ohne es allzuoft in den Waschkübel wandern zu lassen, wenn man nur sich selbst und die Familienangehörigen, auch schon die Kinder zur Vorsicht beim Essen erzieht und das Tischtuch nach jedesmaligem Gebrauch sorgfältig, den früheren Falten folgend, zusammenlegt); schließlich ist schon ein sauberes Wachtuch besser als ein fleckiges, wenn auch noch so elegantes Leintuch! In die Mitte kann man zur Verzierung des Tisches wohl auch ein hübsches Deckchen legen und eine Blumenvase hinstellen. Für den Winter kann man zum Beispiel Seidebraut oder Strohblumen wählen, die, ohne Wasser aufbewahrt, sich viele Monate lang halten. Die Schlüssel mit den Speifen aber, die Zuderdose, Salznäpfchen, Milchkännchen, Teller, Messer, Gabeln, Löffel und was sonst noch auf den Tisch gehört, stelle man nicht wahllos durcheinander, sondern ordne es so an, daß sie ein ästhetisch wohlgefälliges Gesamtbild ergeben.

Eine selbstverständliche Forderung ist es ferner, daß nichts von den nötigen Sachen auf dem Tische fehle, damit dann die Stunde der Mahlzeit nicht durch ewiges Auffpringen der Hausfrau oder der Kinder gestört wird. Die Schlüssel und Teller, die nicht mehr gebraucht werden, sollen gleich fortgeräumt werden. Bequem sind für diesen Zweck die kleinen Kollischchen, die die Hausfrau neben sich stehen haben und auf sie alles abstellen kann, ohne aufstehen zu müssen.

Man soll nicht sagen, daß die Sorgfalt, die man auf das Decken des Tisches verwendet, ein unnötiger Luxus ist, den man sich in den heutigen schweren Zeiten, wo es mit Kräften und mit der Zeit nach Möglichkeit zu sparen gilt, nicht leisten darf. Ein hübsch und ordentlich gedeckter Tisch, auch am Alltags, ist kein Luxus, sondern eine selbstverständliche Forderung der Kultur, ja noch mehr, er gehört gewissermaßen mit zu den Grundfakten einer „rationalen Ernährung“; denn das wird doch wohl schon jeder an sich beobachten haben können, wie die Art und Weise, wie die Speisen angeboten werden, auf seinen Appetit bald hemmend, bald fördernd eingewirkt hat; und das weiß man auch, wie die Stimmung, in der

man sich an den Tisch setzt, darauf einwirkt, wie einem das Essen bekommt. Ein Tisch aber, der schon äußerlich fürs Auge ein anmutiges Bild bietet, kann sehr wohl zur Hebung der Stimmung beitragen. Man vergesse schließlich auch nicht, daß die Stunde der Mahlzeit fast die einzige Gelegenheit ist, bei der sich die Familienmitglieder heute zu treffen pflegen. Es ist also wohl angebracht, dieser Stunde, in der man sich nach Möglichkeit zusammenfinden soll und die Fäden neu ansinnen, die die sonst getrennten Wege zu zerreißen drohen, auch äußerlich einen würdigen und behaglichen Rahmen zu verleihen.

Lidia Bornaat.

Die erste Doktorarbeit einer Studentin über gutes Köchen.

Die Hausfrauentugenden gelangen jetzt, nach dem Abirren der Frauenwelt auf wissenschaftliche Wege, wieder zu ihrem alten Ruhme, denn die jungen Studentinnen legen ansehnend auch bereits wieder Wert darauf, sich mit den Sorgen der Hausfrauen zu beschäftigen. Sie tun es heutzutage auf moderne Weise, im Laboratorium und Universität, aber die Hauptsache ist die, daß sie auf dem Umwege der Wissenschaft wieder zu weiblichen Berufen zurückkehren. Die Anschauungen haben sich aber im Laufe der Jahre stark geändert, nachdem die jungen Damen zuerst wie alle Neuerer alles Hauswirtschaftliche in Acht und Bann getan hatten. Das schönste Zeugnis für diese Rückkehr der jungen Mädchen zum alten Geist ist eine Doktorarbeit der jungen Medizinerin Claire Dumont, die sich auf Umwegen über tausend Experimente wissenschaftlichen Charakters doch wieder mit der alten, schönen Kochkunst beschäftigt. Ja, man kann sogar sagen, daß das alte Thema hier eine neue Bereicherung erfährt, denn es werden tatsächlich den Hausfrauen hübsche Winke gegeben, wie sie sich die Erfahrungen der Wissenschaft für ihre Küche zunutze machen sollen. Die Doktorarbeit handelt in erster Reihe von einer guten Küche, wie sie die Kranken nötig haben. Es wird also hier auseinandergelegt, wie man einen Magenkranken pflegen kann, ohne ihm wirkliche Delikatessen vorenthalten zu müssen. Es wird genau ausgeführt, welche Zutaten zu den einzelnen Speisen gegeben werden müssen, damit auch ihre Verarbeitung dem Kranken nicht schädlich werde. So wird z. B. darauf hingewiesen, daß durch Versuche die Beseitigung der schädlichen Säure im gekochten Obst erfolgt ist, so daß auch Magenranke, die an einem Säurenüberschuß leiden, dieses wichtige Nahrungsmittel genießen können, allerdings nur in gekochtem Zustande. Da der Hinweis auch für alle anderen Hausfrauen sehr interessant ist und beim Einkochen von Obst ungebührlich viel Zuder erspart, so sei er hier verraten. Beim Einkochen des Obstes füge man ein klein wenig doppeltkohlensaures Natron hinzu. Dadurch wird die Säure des Obstes gebunden, und selbst die sauersten Kirschchen erhalten einen milden Geschmack und brauchen vor allen Dingen sehr wenig Zuder. Man sieht, die Wissenschaft ist nicht nur eine lehrreiche Sache, sondern auch ein Mittel zur Sparbarkeit. Auch für Zuckerranke weiß die Doktorarbeit sehr viel interessante Mitteilungen zu machen. Gleichermäßen gibt sie Hinweise auf eine gesunde leicht verdauliche Zubereitung der Speisen für Gesunde, denn auch Gesunde haben eine zweckmäßige und leicht verdauliche Speise notwendig. Natürlich stellt die Doktorarbeit der jungen Ärztin kein Kochbuch dar und beschäftigt sich nicht mit Rezepten, sondern sie ist eine Zusammenfassung der vielen, wissenschaftlichen Versuche, welche die Ärztin auf diesem Gebiete gemacht hat, da sie sich als Spezialistin für Magenleiden niederlassen will. Trotzdem lassen sich aber auch für den praktischen Gebrauch eine Menge Lehren daraus ziehen, die auch unseren Hausfrauen zugute kommen werden. Und der geistige Fortschritt besteht darin, daß sich eine junge Studentin überhaupt an ein derartiges Thema gewagt hat, das noch vor einigen Jahren allen Studentinnen als unmöglich und unerhörte gegolten hätte. Diese Wandlung ist entschieden mit Freuden zu begrüßen.

Bratwürste plaken nicht, wenn man sie kurz vor dem Braten blitzschnell in siedendes Wasser taucht und in wenig Mehl trocken wälzt.

Eier lassen sich besser zerquireln, wenn man etwas kaltes Wasser zugebt.